

## Die „Reader's Response“

Wenn wir die Geschichten unserer Kollegen nicht nur konsumieren, sondern daraufhin überprüfen, ob und wie wir daraus für unser eigenes Schreiben lernen können, brauchen wir bald gar keine Anleitung mehr, wie man besser schreiben lernt. Früher gab es keine Creative Writing Kurse oder Studiengänge, aber Schriftsteller und Dichter (genau wie alle anderen Künstler) haben gelernt, indem Sie das Werk Ihrer Vorbilder genauestens studiert haben. Noch heute ist François Truffauts *Mr. Hitchcock, wie haben Sie das gemacht?* ein Standardwerk für alle jungen Filmemacher und mit dieser Haltung sollten wir uns immer hinsetzen, wenn wir ein Buch aufschlagen. Eine „reader's response“ hat nichts mit der üblichen wissenschaftlichen Herangehensweise zu tun, es ist keine Textanalyse oder –interpretation, wie wir sie aus der Schule kennen, bei der wir sachlich argumentieren müssen, sondern eine emotionale, persönliche Antwort auf einen Text unserer Kollegen. Wir sehen uns diesen Text als Schriftsteller ganz genau an und versuchen, für unser eigenes Schreiben daraus zu lernen. Eine „reader's response“ hilft nicht nur dabei, das Gelernte zu vertiefen, sondern die Gedanken zu strukturieren und sich ein Thema zurzeit vorzunehmen. Im folgenden Beispiel werden Sie sehen, dass ich mir Gedanken zu den Anfängen bei Alice Munros Kurzgeschichten gemacht habe. Es gibt viele andere Gebiete, die bei dieser Schriftstellerin zu bewundern sind, aber da ich damals gerade mit dem Anfang einer Geschichte beschäftigt war, der mir einfach nicht gelingen wollte, habe ich ihre Geschichten nur diesbezüglich studiert.

Wenn Sie irgendwann einmal erwägen, Kurse in Creative Writing zu geben, wozu ich Sie übrigens sehr ermutigen möchte, auch weil wir selbst besser werden, wenn wir unser Wissen und unsere Erfahrung teilen, und sicher gehen wollen, dass Ihre Schüler die Bücher, die Sie Ihnen zu lesen auftragen, nicht nur bei Wikipedia nachschlagen, ist die „reader's response“ ebenfalls hilfreich. Hier haben die gängigen Interpretationen keinen Platz, hier kann niemand kopieren, hier kann keine beste Freundin sich schnell ein paar Zeilen aus den Fingern saugen. Aber auf die Idee kommt man auch gar nicht, denn das Angebot, mit der ganzen Persönlichkeit auf eine Geschichte zu reagieren, wird einem nur selten zugestanden, und dass genau diese Reaktion (und nicht die eines hochrangigen Wissenschaftlers etc.) den Lehrer auch noch brennend interessiert, so etwas wird sich so leicht keiner entgehen lassen.

## Der Anfang sagt alles – Alice Munros „Die Monde des Jupiter“

Jesse Falzoi

(erstmalig erschienen in *Stories*)

Alice Munros erste Sätze berichten von alltäglichen Begebenheiten, die wir alle kennen. Die Art, wie sie erzählt werden, lässt uns entspannt zurücklehnen. Wir hören ihre beruhigende, vertraute Stimme, wir machen uns bereit für eine gut erzählte Geschichte einer erfahrenen Schriftstellerin, die keine billigen Tricks benutzen wird, um uns emotional zu manipulieren. Wir fühlen uns geschützt vor Katastrophen, Mord und Blutrünstigkeiten, weil wir wissen, dass Alice Munro sich auf Alltägliches konzentriert. Erst später begreifen wir, dass wir Pandoras Büchse geöffnet haben, sobald wir den ersten Satz ihrer Geschichten lesen. Es gibt Gewalt und Tod auch bei Alice Munro, aber nichts wird mit Getöse offengelegt. In ihren Geschichten brodelt es unter der Oberfläche. Sie braucht den Tod nicht zu nennen, wir spüren ihn sofort, wenn wir anfangen, ihre Geschichten zu lesen. In dem Moment, wo ein Name auf der Seite auftaucht, machen wir uns um diese Person Sorgen. Wir spüren, dass Alice Munro einen Grund haben muss, eine Geschichte über diese Person zu schreiben, dass sie an diese Person erinnern will, und wir begreifen sofort, dass jemand oder etwas nicht überleben wird.

Die Geschichte „Tanz der seligen Geister“ beginnt mit *Fräulein Marsailles gibt wieder eine Party* und lässt uns sofort annehmen, dass besagtes Fräulein ihre letzte Party geben wird. *Als ich vierzehn Jahre alt war, bekam ich in der Vorweihnachtszeit einen Job auf einer Putenfarm* ist der Anfang von „Die Putensaison“ und vermittelt uns, dass die Jugend der Erzählerin spätestens am Ende der Saison für immer vorbei sein wird. *Ich fand meinen Vater in der Kardiologie im achten Stock des Zentralklinikums von Toronto* aus „Die Jupitermonde“ sagt uns sofort, dass diese Geschichte kein glückliches Ende hat. Wir spüren, dass die Erzählerin eine Elegie schreibt. Die Tatsache, dass Janet ihren Vater in der Kardiologie besucht, verdeutlicht die Zerbrechlichkeit dieses Organs. Wir wissen sofort, dass zumindest ein Herz aufhören wird zu schlagen.

Der erste Absatz bereitet uns auf die Folgen vor, indem der Vater sich darüber Sorgen macht, dass seine Behandlung zusätzliche Kosten verursachen würde. Wir können auch sofort erahnen, wie Janet zum Tod überhaupt steht. Ihr Ton suggeriert eine intellektuelle, sachliche

Herangehensweise, ihren Wunsch, „natürlich immun“ dagegen zu sein wie die Kinder, die sie beim Besuch im Planetarium beobachtet. Aber da sie kein Kind mehr ist, wird sie sich den Trauerprozess nicht ersparen können. Ihre Distanz ist ein Zeichen für ihre Hoffnung, besser auf den Tod ihres Vaters (und den Tod im Allgemeinen) vorbereitet zu sein, wenn sie sich an Tatsachen klammert, wenn sie Emotionen keinen Platz lässt, jene Emotionen, die bei den Gedanken an die entfremdete Tochter Nichola immer wieder hochkommen. Janet wird es nicht schaffen, ihre Emotionen angesichts des Todes zu ignorieren. Sie kann lange versuchen, sich durch ihre intellektuelle Art einen vermeintlichen Schutzschild zu schmieden, am Ende wird ihr Herz diesen sprengen. Im Vordergrund ist das Herz ihres Vaters in Gefahr – jenes, das durch die Maschinen schmerzhaft exponiert ist –, aber auf dem Operationstisch liegt auch ihr eigenes Herz. Und es ist das Herz, das endlich begreifen muss, dass ihr Vater sterblich ist, wie auch Janet selbst und ihre Töchter.

Der zweite Satz *Er lag in einem Zweibettzimmer für Privatpatienten* spiegelt das nur teilweise Private ihrer eigenen Familie wider. Im Laufe der Geschichte muss Janet erkennen, dass am Ende nichts privat bleibt. Der nächste Satz *Das zweite Bett war leer* lässt uns bereits jetzt erahnen, dass es am Ende ein zweites leeres Bett geben wird. Die Bemerkungen des Vaters und ihre eigenen Gedanken durchkreuzen das Leugnen der Sterblichkeit, an dem sich Janet festklammert. Sie verdrängt, dass sie es ist, die sich am Ende um seine Belange kümmern muss, während er gleich zu Beginn betont, dass er alles geklärt haben will, bevor er stirbt.

Wir ahnen gleich am Anfang, dass die Erzählerin angesichts des nahen Todes ihres Vaters den Kopf bald aus dem Sand ziehen muss, auch wegen der Tatsache, dass ihre erwachsenen Töchter ein eigenes Leben führen – und sie sie nicht länger beschützen kann. Aber wir spüren auch gleich im ersten Absatz, dass ihr Leugnen am Ende vom Akzeptieren abgelöst wird.

Der Anfang sagt alles – und er sollte alles sagen. Der erste Satz entscheidet darüber, ob eine Geschichte jemals Perfektion erlangen kann. Der erste Satz ist derjenige, an den man zurückgeht, wenn man eine Geschichte zu Ende gelesen hat und sich nicht von ihr trennen will, und auch, weil man instinktiv überprüfen will, ob die Klammer sich geschlossen hat. Der erste Satz ist derjenige, bei dem wir uns ganz sicher sein müssen, ob er wirklich der allerbeste ist, den wir zu dieser Geschichte schreiben konnten. Mit weniger dürfen wir uns nicht zufrieden geben.